

(Nachdruck verboten.)

207

## Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Hier drängte sich Mc Carthy zwischen die beiden Damen. „Ja,“ sagte er schnell und sah Madame d'Ora durch die Brille an. „Ja. Ist es nicht erstaunlich! Das Geheimnis der Welt, über das Tausende nachgegrübelt haben, in allen Einzelheiten klargelegt. Die Religion zentralisiert. Der Nebel vertrieben. — Wir sind so froh, Sie hier zu sehen, meine gnädige Frau. Wir sind dankbar, Ihnen den größten aller Beweise in die Hände zu legen . . . Herr Edmund Hall, darf ich . . .“

Und weg war Mc Carthy. Seine Frau steht da und sucht in ihrer Tasche, aus der sie ein kleines Buch in Celluloid-einband hervorholt. Daraus entnimmt sie verschiedene weiße Blumen und ein kleines Stück weißen Musselins.

„Sehen Sie,“ sagt sie mit ihrem törichtesten Lächeln, das Madame d'Ora jedoch plötzlich rührt, „das sind Blumen aus dem Jenseits, die Eld mitgebracht hat. Und hier ist ein Stück von ihrem Gewand, das ich eines Abends abschneiden durfte. Es ist Geisterstoff. Eine andere Dame des Kreises bekam ebenfalls ein Stück, aber das verschwand wieder, ging in die vierte Dimension über, obwohl sie es in einem verschlossenen Nähkasten hatte; aber meins hält sich. Fühlen Sie nur, wie weich es ist! Ja, nun sollen Sie Eld ja bald selber begrüßen . . .“

Madame d'Ora zuckte zusammen und schmiegte sich unwillkürlich mit einem hilfsehlenden Blick an die Aermste, die dort mit ihren leeren Bügen, von Süßigkeit triebend, stand. Jetzt ging die Tür ununterbrochen, und das Laboratorium füllte sich nach und nach mit den Mitgliedern des Kreises, einem Duzend Herren und Damen. Madame d'Ora sah von dem einen zu dem andern und hörte einige Augenblicke nicht, worüber Frau Mc Carthy redete.

Diese Versammlung machte an sich einen mystischen Eindruck auf sie. Sie hatte ein dunkles Gefühl, als müsse sie sie alle kennen — einen grauen alten Herrn mit einer lächerlich biedereren Miene meinte sie in ihrer Kindheit in der Bretagne gesehen zu haben; mehrere andere Köpfe, die aufstauchten, waren ihr so sonderbar bekannt aus Orten in aller Welt, auf die sie sich nicht mehr zu besinnen vermochte. Einer außerordentlich dicken Dame, die keuchte und von der Wärme ganz rotfleckig im Gesicht war, war sie mehrmals in verschiedenen Ländern begegnet. Hatte sie sie auf dem Zuschauerplatz, unten im Publikum gesehen, diese Personen, die alle einen mehr oder weniger mißgestalteten Eindruck machten, und deren Erscheinen unmittelbar beleidigend wirkte? Plötzlich fällt es Madame d'Ora ein, daß es ja gewöhnliche Menschen sind, Durchschnittstypen, und da empfindet sie ein großes Mitleid, vermischt mit der Angst, zerrissen zu werden und unter die Füße zu geraten — alles freilich nur als dunkle Stimmung des Unbehagens, das durch ihren Rücken jagt und Anstalten macht, in der Kehle aufzusteigen. Das ist die Art, die anonyme Briefe schreibt, denkt sie bei sich. Sie faßt dieses Duzend Alltagsmenschen in einem Blick zusammen, als gelte es ihr Leben, und sie sieht mit Erbarmen, wie krank und bearbeitet sie sind, wie etwas in ihrer Kopfform selber von geistiger Rot, von mangelhafter Ernährung seit Generationen erzählt, wie ihren exaltierten Augen der lebende Blick fehlt. Sie fühlt sich tief beunruhigt. Vielleicht begreift sie, daß sie hier mit einer Jury des Unvermögens in Verbindung gebracht ist, mit dem Chor des ewigen und bössartigen Pöbels der Menschheit, den Unfruchtbaren und Unzufriedenen, die nach einer Seele geschrien haben und gierig zum Himmel hinaufgebettelt haben, so lange die Erde grün gewesen ist — von den fünftausend, die am See Genesareth saßen und hungerten bis zu dem Proletarier, der „singend“ durch die Straßen zieht, — vielleicht kennt und fürchtet sie den Blick dieser hungrigen Augen, die den Augen der Aethertrinker gleichen, denn sie hat sie ja Abend für Abend in dem gaffenden Theater gesehen, wenn das Publikum zusammengestaut im Dunkeln saß und an dem Feuer von Zuvolen und Singkraft hing, das von ihr ausging. — Madame d'Ora wird in diesem Augenblick von Edmund Hall beobachtet, und er sieht sie

behebend dastehen mit erhobenem Haupt wie ein Vollblutpferd, das im Bewußtsein seiner eigenen Kräfte und Nerven erschauert. Im selben Augenblick aber verändert sich ihr Ausdruck . . .

Sie hat Herrn Ewanstons harte Züge unten an der Tür entdeckt, sie wird sofort ruhig, sie rüftet sich — hier ist einer, mit dem sie sich beißen will — und instinktmäßig setzt sie eine sorglose Miene auf. Und obwohl sie jetzt Ewanston beobachtet, der die Anwesenden begrüßt und sich langsam nähert, ist sie vollkommen geistesanwesend und hört wieder, was die kleine Frau Mc Carthy mit ihr schwätzt.

. . . „Sie war so entzückend, mein kleines Mädchen, wir waren wie zwei Freundinnen. Ich weinte vier Jahre lang, nachdem sie von mir genommen wurde. Sie starb so ganz von selber, der Arzt konnte sie nicht retten. Denken Sie nur, sie kam an einem der ersten Abende, als wir Sitzung hatten, — ich hatte ja im stillen nach ihr gerufen. Aber Samuel — das ist mein Mann, Herr Mc Carthy — will nicht, daß ich sie wieder rufe, ich weinte zu heftig und störte dadurch. Herr Mc Carthy ist bange, daß ich wieder schwermütig werden könnte und ungehorsam gegen Gott. Sie wissen, ich war ja einige Jahre sonderbar und wohnte allein in einer Anstalt, ich wollte aus den Fenstern hinausspringen. Ich sah ja immer zwei schwarze Flecke . . . ich sah überall zwei schwarze Flecke. Ich bin wohl nie froh gewesen. Aber nun habe ich mein kleines Mädchen gesehen. Ach, sie war es, ich hielt sie ein wenig, ein paar Minuten. Später ist sie einen Abend gekommen, ohne daß ich sie rief, aber sie stand nur gerade da und sah mich an, die kleine Ethel, zwischen den Gardinen zu dem Boudoir, nur das liebe Gesicht war materialisiert, und ich wagte ja nicht zu rufen . . . Ethel, sie ist jetzt einundzwanzig Jahre tot, in einem Monat ist sie einundzwanzig Jahre tot und von mir getrennt. Wir wohnten in Dakota damals, als ich sie verlor; es war so kalt. Wir pflegten den ganzen Tag miteinander zu sprechen — Herr Mc Carthy hatte immer so viel zu tun — O, sie war so klug! Wir saßen und strickten zusammen, Ethel auf ihrem kleinen Stuhl, dem sie eigentlich schon entwachsen war, sie wurde sieben Jahre . . .“

Frau Mc Carthy senkte lautlos den Kopf und stand da, das ganz erloschene Gesicht der Erde zugewandt. Als sie ihre tränenlosen Augen wieder auf Madame d'Ora richtete, zitterte es wie aus alter Gewohnheit in deren Kehle, aber sie lächelte noch immer mit einer gewissen Frische und sah aus wie ein junges Mädchen, indem sie das hübsche Gebiß enthüllte.

„Ich hoffe immer noch, daß sie von selber eines Abends wiederkommen wird,“ flüsterte sie ungeheuer vertraulich. „Glauben Sie das nicht auch?“

„Ja,“ sang Madame d'Ora herzlich und rollte hilflos mit ihren großen Augen. Und da sie keinen besseren Rat wußte, ergriff sie Frau Mc Carthys Hand und hielt sie fest. Frau Mc Carthy lächelte in krampfhafter Verschämtheit und ergoß verliebte Strahlen durch die Augen. Aber sie fühlten beide, daß sie sich einander anschließen würden, so wie Frauen es nun einmal fühlen können.

Ewanston trat vor Madame d'Ora hin, und ohne sich zu verbeugen, sah er sie an, lächelte auf eine Weise, die sie verstehen lassen sollte, daß er an die peinlichen Umstände dachte, unter denen sie sich zuletzt getrennt hatten. Er stand einen Augenblick in diesem Genuß da, und Madame d'Ora sah ihn ruhig an, aber sie begrüßte ihn keineswegs.

„Willkommen nach Ihrer Reise, Madame,“ sagte er in einem leisen Ton, zu dem er nicht den geringsten Anlaß hatte, und sah ihr starr in die Augen, seinen Ausdruck verlegenden Humors bewahrend. — „Ihre Tournee ist wohl gelungen, Sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit Erfolg von New York abwesend gewesen.“

„Insofern als Sie sich inzwischen dort aufgehalten haben,“ entgegnete sie flüchtig und ließ ihre Augen unter den schweren Lidern auf ihm ruhen. Sie machen sich eine ganze Weile mit dem Blicken. Es ärgerte sie gewaltig, daß er dort stand und diese unverschämte siegreiche Miene aufsetzte. Frau Mc Carthy, die in der Einfalt ihres Herzens nichts von den kriegerischen Vorbereitungen ahnte, die sich neben ihr entwickelten, hörte, daß Ewanston schwieg und war entzückt, mit ihm schwätzen zu können.

„Man sieht Sie ja so selten, Herr Evanston. Sie haben uns in dem letzten Monat fast gar nicht besucht. Auch der Kreis vermisst Ihren lieben Beistand sehr.“

„Meine neue Gemeinde oben in dem nördlichen Teil von New York legt Beschlag auf meine ganze Zeit, Madame,“ sagte Evanston und verneigte sich mit kühlem, geistlichem Anstand.

„Ach, wissen Sie, daß Herr Evanston im Begriff ist, eine der geistig bewegtesten Gemeinden in New York zu schaffen?“ rief Frau McCarthy glücklich aus, zu Madame d’Ora gewandt.

„Herr Evanston ist auf aller Lippen als moderner Prediger. Massenversammlungen da oben in den sittlich verfinsterten Stadtteilen . . . Sie haben doch davon gelesen, wie Herr Evanston seine Zuhörer packt, indem er von der Kanzel herab Lichtbilder zeigt von weltlichen Berühmtheiten und schamlosen Künstlerinnen, wie . . . o, mein Gott!“

Frau Mc Carthy schweigt plötzlich und sieht Madame d’Ora an und beißt sich mit sichtbarem Entsetzen in den Finger.

„Ah!“ lächelt Madame sehr freundlich und fixiert Evanston. „Ach hoffe doch, Sie haben nicht vergessen, Ihre Gemeinde vor mir zu warnen, Herr Evanston. Es sollte mich freuen, wenn die Brücke zwischen Ihren Freunden im Herrn und mir ein für allemal abgebrochen würde.“

„Ich will nicht leugnen, daß ich Kostümbilder von Madame vorgezeigt und sie mit dem Kommentar begleitet habe, den ich für passend fand,“ sagt Evanston und blinzelt einen Grad unerschämter und zweideutiger als bisher. „Ich kann wohl sagen, daß Sie, Madame, nicht das geringste Vergernis gegeben haben . . .“

„Und machen Sie uns nicht die Freude, der heutigen Sitzung beizuwohnen?“ fiel Frau Mc Carthy in ihrer Unschuld ein.

„Leider kann ich es nicht, meine Zeit verbietet es mir,“ antwortete Evanston kurz. „Ich bin nur hier, um mich nach Fräulein Karefins Gesundheit zu erkundigen. Leider ist sie ja nicht zum besten . . .“

Frau Mc Carthy öffnete den Mund, um eine Menge von Mirjam zu erzählen, Evanston aber wandte sich rücksichtslos ab und nahm seine Unterhaltung mit Madame d’Ora wieder auf:

„Wenn ich sicher wäre, daß Sie mich nicht mißverstehen würden, Madame, so würde ich Ihnen die schmeichelhafte Mitteilung machen, daß Sie in meiner Gemeinde Furor gemacht haben. Mehr als ein verhärteter Sünder ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, von Ihrer gefährlichen Schönheit erschüttert worden. Könnte man Sie bewegen, Madame d’Ora, Jesus Christus an Stelle des Satans zu Ihrem Innprefario zu erwählen, so würden Sie in dem dunkelsten Amerika eine riesenhafte Zukunft vor sich haben . . .“

Evanston greinte und zog die Frauen um seine hellen und boshaften Augen zusammen. Und die Wirkung seines giftigen Witzes beobachtend, der Madame d’Ora gänzlich zu lähmen schien, senkte er die Stimme völlig und murmelte:

„Sollten Sie Lust haben, Bekanntschaft mit meiner Tätigkeit zu machen, so sind Sie stets willkommen in meiner Privatwohnung 214 West 147 Straße — vergessen Sie die Nummer nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Polarlicht.

Von Hans Prull.

I.

Auch die Nacht, in der nach der Ansicht abergläubischer Menschen häßliche Kobolde und böse Geister ihr Unwesen in Wald und Feld treiben sollen, hat ihre eigenen Reize für den Naturfreund. Wie feierlich ist es nicht, wenn wir in schönen Nächten unsere Schritte durch den schweigenden Wald lenken und uns diese tiefe, weichevolle Stille umfängt, die nur dann und wann unterbrochen wird, wenn der Nachwind leise über die Erde streicht. Dann rauscht und raunt es geheimnisvoll in den Wipfeln der Bäume, und ein tausendstimmiger Flüsterchor raschelnder Blätter spricht zu uns von einer kommenden Morgenröte, die alle Schatten verschleucht und ein neues Leben einleiten wird, verheißt uns, daß über Finsternis und Tod doch endlich Licht und Leben triumphieren müssen. Dann werden Herz und Hirn erfasst von jener Siegesgewißheit, die die Vorkämpfer besserer Gesellschaftszustände besetzt.

Und wie schön ist es nicht, wenn der Mond mit seinem alles verklärenden Licht die Erde überflutet, daß Fluren und Auen in

paradiesischer Schönheit erglänzen, wenn andere Welten auf uns herniederschauen und in ihrer stummen und doch so eindrucksvollen Sprache erzählen, daß alles im Universum vor sich geht nach ehernen Gesetzen.

Doch alle diese Reize werden in den Schatten gestellt, wenn das Polarlicht seinen Silberfächer über den weiten Himmelsdom ausbreitet, wenn plötzlich unzählige, in allen Farben schillernde Strahlen und Strahlenbündel am Firmament auftauchen und sich dann zu gewaltigen, vorhangartigen Gebilden formen, die von den prächtigsten Lichtwellen durchflutet werden und stundenlang mit ihrem zarten Licht das Auge des Beobachters entzünden.

In unseren Breiten kündigt sich das Polarlicht gewöhnlich durch einen weißlichen Schimmer an, der sich nach kurzer Zeit zu einem mehrere Vollmondscheiben breiten Lichtbogen formt, der in bläulich-weißem Lichte erstrahlt und in ständiger vertikaler und horizontaler Bewegung begriffen ist. Von den hellsten Teilen gehen dann die prächtigsten Strahlen aus, die oft wie die Halme eines wogenden Kornfeldes bewegt erscheinen. Doch eine derartige Erscheinung ist hier in Deutschland nur selten sichtbar; die meisten hier bemerkbaren Polarlichter haben nur eine schwache Rötung des nördlichen Himmels zur Folge.

Das Polarlicht — auf unserer Halbkugel Nordlicht und auf der südlichen Hemisphäre dementsprechend Südlicht genannt — ist also nicht etwa eine Erscheinung, die zu allen Zeiten und an allen Orten gleich ist. Man kann mehrere Erscheinungsformen unterscheiden, die sich aber häufig zu einer besonders schönen Erscheinung vereinigen. So unterscheidet man:

1. Lichtbogen: Das sind regenbogenartige Gebilde, die nach unten scharf abgegrenzt sind, wodurch der untere Teil des Himmels besonders finster erscheint und das sogenannte dunkle Segment gebildet wird.

2. Strahlen: Sie schießen mit großer Geschwindigkeit aus dem Bogen auf und erstrecken sich oft bis über den Zenit hinaus. Manchmal gehen diese Strahlen auch fächerartig vom Mittelpunkt des Bogens aus; sie bilden dann die sogenannten Fäden. Die Farbe der Strahlen ist überwiegend weiß, violett oder rot.

3. Bänder: In höheren Breiten durchsetzen sich oft die vorher gekennzeichneten Bogen zunächst mit feinstreichten Strahlen. Dann heben sich die Seiten des Lichtbogens vom Horizont ab, wobei die ganze Erscheinung in eine heftige Wellenbewegung gerät. Die losgelösten Enden erheben sich oft zu beträchtlicher Höhe, breiten sich über den übrigen Teil des Himmels aus und bilden die sonderbarsten, bald spiralförmigen, bald schlangenartigen Bindungen, die man mit dem Namen Bänder belegt.

4. Draperie- oder Mantellicht: Häufig bilden sich am Horizont mehrere Lichtbogen, von denen sich jeder bänderartig entfaltet. Diese verschiedenen Bänder ergeben dann als Gesamtwirkung ein Gebilde, das deutlich an einen festereichen, kullissenartigen Vorhang erinnert. Die einzelnen Bänder wechseln sehr oft Form und Farbe und werden von großartigen Lichtwellen durchsetzt. Sie zerreißen auch hin und wieder und lösen sich in einzelne Strahlenbüschel auf, die sich dann zu neuen Formen gruppieren.

5. Lichtkrone: Ist das Polarlicht besonders schön, wie es nur in höheren Breiten der Fall ist, dann bilden die hoch über dem Kopf des Beobachters zusammenlaufenden Strahlen einen Kranz von wunderbarer Schönheit, der an Großartigkeit selbst das Draperielicht übertrifft: die Lichtkrone. Sie ist nur eine Wirkung der Perspektive. Ein Beobachter, der sich in niederen Breiten befindet, wird sicherlich nichts weiter als das oben beschriebene Mantellicht oder Lichtbogen wahrnehmen.

6. Lichtdunst: Ist das Polarlicht langsam verschwunden, dann bleibt ein schwacher dunstartiger Lichtschimmer zurück. Dieser Lichtdunst kann aber auch manchmal schon gleichzeitig mit dem Polarlichte auftreten, und zwar häufig an ganz anderen Stellen des Himmelsgewölbes, als die Erscheinung selbst.

Die Verteilung der Polarlichter, die in den höheren Breiten natürlich weit öfter und intensiver auftreten als bei uns, ist eingehend untersucht worden. Diese Untersuchungen hatten das Ergebnis, daß es auf der nördlichen Halbkugel gelang, Kurven für die Orte mit gleicher Nordlichthäufigkeit zu ermitteln. Es ergab sich da die interessante Tatsache, daß diese Kurven beide Nordpole, den geographischen und den magnetischen, umschamen. Sie haben also eine elliptische Gestalt. In ihrer Mitte befindet sich der Nordlichtpol. Als Zone größter Nordlichthäufigkeit ergab sich ein relativ schmaler Streifen, der die nördlichsten Teile von Norwegen, Sibirien und Alaska berührt, der dann nördlich von den kanadischen Seen über die Hudsonsbai und Labrador weiterführt und endlich über Island nach dem nördlichsten Norwegen zurückgeht. In dieser Zone ereignen sich durchschnittlich über 100 Nordlichter jährlich. Nach Süden hin nimmt ihre Häufigkeit sehr rasch ab. So machen sich in Deutschland im Jahre durchschnittlich nur zwei deutlich erkennbare Nordlichterscheinungen bemerkbar. Auf der südlichen Halbkugel, wo erst in neuerer Zeit ausgedehnte Beobachtungen angestellt wurden, die aber noch nicht zu festen Resultaten führten, ereignen sich die meisten Südlichter auf Tasmanien und Neuseeland, viel weniger schon in Australien und Südafrika, während in Südamerika, das ja erheblich weiter vom magnetischen Südpol entfernt ist, nur äußerst selten Südlichter zu beobachten sind.

Das Polarlicht spielt sich fast immer in ganz kolossalen Höhen über der Erde ab. Die Bestimmung der Höhe geschieht wie bei der Entfernungsmessung der Sterne durch die Parallaxenmethode. Man beobachtet einen ganz bestimmten Punkt der Erscheinung von

zwei verschiedenen Orten der Erde aus. Nun stellt man mit Hilfe genauer Winkelmeßinstrumente an beiden Orten fest, welchen Winkel die Linie, die den angenommenen Punkt des Polarlichtes mit dem Standort des Beobachters verbindet, mit dem Erdlot bildet. Kennt man diese beiden Winkel, dann weiß man auch, welcher Winkel von den beiden Verbindungslinien eingeschlossen wird, und eine einfache trigonometrische Berechnung ergibt, wie hoch der angenommene Punkt des Polarlichtes von der Erdoberfläche entfernt ist. Die ersten Messungen, die nach dieser Methode von Meiran vorgenommen wurden, ergaben ganz erstaunliche Höhen. Er berechnete die Entfernungen verschiedener Nordlichter von der Erde zu 1100 bis 1900 Kilometer. Da nun eine solche Messung wegen der Beweglichkeit des Phänomens und wegen der verschwommenen Formen höchst schwierig ist, so tauchten Zweifel an der Richtigkeit der Messungen auf. Doch spätere Untersuchungen ergaben, daß sich noch in beträchtlich größeren Höhen Polarlichtvorgänge abspielen. So wurde beispielsweise im Jahre 1893 unter 36 Grad südlicher Breite ein Südlicht beobachtet, dessen unterer Rand 1945 Kilometer und dessen oberer Rand 3654 Kilometer von der Erdoberfläche entfernt waren. Doch es wurden auch geringere Höhen ermittelt. So ergaben in Mitteleuropa veranfaßte Messungen für die Höhe der unteren Begrenzung 20—300 Kilometer, für den oberen Rand aber häufig 1000 Kilometer und mehr. Diesen Ermittlungen steht nun die sonderbare Tatsache gegenüber, daß in den Gegenden großer Nordlichthäufigkeit auch in ganz geringen Höhen nordlichtähnliche Gebilde beobachtet werden. So kommt es zum Beispiel in Norwegen und Schweden hin und wieder vor, daß sich Nordlichter direkt über dem Erdboden oder auf den Gipfeln der Berge entwickeln. Ja einzelne Nordlichter sind in diesen Gebieten von so geringer Höhe und Ausdehnung, daß sie nicht weiter gesehen werden können, wie der Schein einer Feuerbrunst zur Nachtzeit. Hieraus folgt einmal, daß die Polarlichter eine Erscheinung der Erdatmosphäre sind und nicht etwa Vorgänge, die sich im weiten Weltensraum abspielen, und zum andern Male, daß sie in allen Schichten unserer Atmosphäre vorkommen können.

Die Häufigkeit der Polarlichter ist nun ganz bestimmten periodischen Schwankungen unterworfen. Die meisten Nord- und Südlichter treten im März und Oktober auf, während sie im Juni und Januar am seltensten sind. Gewöhnlich erscheinen sie in den Abendstunden von 8 bis 10 Uhr am lebhaftesten und 11 Uhr vormittags am spärlichsten. Man kann hieraus schließen, daß das Aufhören der Sonnenstrahlung selbst von großem Einfluß auf das Zustandekommen der Polarlichter sein muß. Selbstverständlich können die in die Vormittagsstunden fallenden Leuchterecheinungen nur in den polaren Gegenden mit ihren endlos langen Nächten beobachtet werden, weil das Licht der Erscheinung selbst zu schwach ist, um am Tage irgendwie zur Geltung zu kommen. In manchen Jahren sind nun die Polarlichter außerordentlich häufig, und zwar hat man gefunden, daß dieses Maximum an eine Periode von ungefähr 11 Jahren gebunden ist.

## Kleines feuilleton.

### Theater.

**Neue freie Volksschule (im „Neuen Theater“):** „Dämonen“, Schauspiel in 4 Akten von Hans von Wenzel. Nachdem ein halbes Duzend katholischer Pfaffen-dramen von Josef Rauff (Georohme), Anton Chorn (Brüder von Sontk Bernhard) u. a. über hiesige und auswärtige Bühnen gegangen sind, empfindet auch ein Berliner Autor den Ehrgeiz, sich in diesem Thema zu ergehen. Sein Schauspiel nun erhebt in gewisser Hinsicht Anspruch auf Aktualität. Das Zentrum und die Reichstagswahl spielen da zu Anfang hinein. Zufall ist das wohl kaum. Es gewinnt vielmehr den Anschein, als sei diese kleine Dialogszene erst in letzter Hand hinzugekommen, um so dem Stück ein wenn auch vorübergehendes Tagesinteresse zu sichern. Was mich an Wenzels Schauspiel hört, sind seine Vorläufer. Auch an Halbes „Jugend“ mußte ich denken, selbst an Marie delle Grazie „Schlagende Wetter“ wurde ich in etwas erinnert. Es schweben allem Anschein nach mannigfache literarische Reminiszenzen in dies neue Konfessionsdrama hinein. Der Autor hat die Stücke seiner verschiedenen Vorgänger mit Nutzen auf sich wirken lassen. Daß er im wesentlichen andere als fanatische Katten- und Sutaneträger zeichnen würde, wäre in diesem Falle kaum anzunehmen gewesen. Ein bißchen Anschlag hätte den Verfasser darüber belehren können, ob der düstere Geist einer mittelalterlichen Askese und inquisitorischen Jesuitenmoral heute noch in der katholischen Mexiko mit gleicher Stärke herrschend ist oder nicht. Der typische Fall verträgt selten eine verallgemeinernde Anwendung auf die Gattung. Was im Leben wahr sein mag, muß erst im Rampenlicht der Bühne seine Stichhaltigkeit erproben. Aber selbst wenn dem so wäre: — gewisse konfessionelle Tendenzen gewollt zu haben, diesen Vorwurf könnte der Autor doch nicht entkräften. Dem jesuitischen Fanatismus stellt er die katholisch-tolerante entgegen. Max Halbes alter Landpfarrer hat zu Wenzels sterbenskrankem Dechant Modell gesehen. Das ist kein Fehler für das Stück, aber ein Merkmal für die Abhängigkeit des Dichters von anderen. Den Kernpunkt des ganzen bildet der Konflikt, welcher aus dem Kontrast katholisch-priesterlicher Anschauung und freiem Menschentum entspringt. Das ist nur natürlich, weil ein anderer

ebenfalls zulässig erscheint wie etwa in einem sozialen Tendenzdrama. Gibt man aber die ethische Tendenz für jenes Genre zu, so darf man sie gewiß auch für dieses gelten lassen. Also der Konflikt an sich ist alt. In Wenzels Drama erhält er jedoch eine neue Nuance. War bisher immer ein junger Priester der Herausbeschwörer eines antipathischen Konfliktes, so ist in diesem Falle eine Klosternovize. Dies junge Blut paßt nicht in die Absperrung hinein; es verlangt nach dem wohnigen Zauber des ungehemmten Lebens da draußen. Prudentia — so heißt dies Weibchen — tut also, was seit dem grauen Mittelalter bis heute schon genug Mönche und Nonnen getan haben, und wofür ja Anton Chorn, der österreichische Erzmonch und Chemnitzer Schriftsteller ein lebendiges Beispiel erbringt: — Prudentia entflieht per Eisenbahn über die Grenze. Zwar wird sie von der Abtissin per Gilzug überholt, jedoch nicht ins Kloster, sondern ins Haus ihres Onkels, des toleranten Dechanten, zurückgebracht. Natürlich besitzt Prudentia, wenn sie einmal majorenn sein wird, ein großes Vermögen. Das muß unter allen Umständen für die Kirche gerettet werden. Es ist nicht zu hoffen, daß Prudentia jemals den Nonnenschleier nehmen und ihr Dasein in Klostermauern vertrauern werde. Sie wird also voraussichtlich heiraten. Dagegen vermag Schwestern du Villier — offiziell Chefredakteur der „Rheinischen Volkszeitung“, inoffiziell Mitglied der Gesellschaft Jesu, also Jesuit — nichts einzuwenden. Aber wenn schon Prudentia heiratet, dann muß wenigstens gesorgt werden, daß sie einen einflußreichen Gönner der Kirche, einen Zentrumsgrafen zum Gatten erhält. Auf die Weise würde das Geld in den Kirchensäckel zurückfließen. Selbstverständlich hat Schwestern schon diese Zentrumsjule in petto. Zwar ist ein alter Junggeselle, aber er ist der Kirche sicher. Am Prudentia für dies Heiratsprojekt gefügig zu machen, wird ihr in dem jungen Kaplan Paulus Freyhof — einst ihr Jugendgespieler — ein Beichtvater bestellt. Man kann jetzt schon ahnen, was kommen werde; denn Max Halbe hat ja bereits in seinem „Jugend“-Drama gezeigt, was sich zwischen zwei jungen Menschen begeben kann. Hier wird allerdings der Prozeß der Häutung zweier vom jesuitischen Dogma fanatisch bedrückter Seelen vorgeführt, mit dem Endergebnis, daß Paulus dem Priesteramt entsagt und daß beide unter dem Segenswort des sterbenden Dechanten — ein Paar werden . . . Daß alles große Hin- und Herreden auf der Bühne noch keine eigentliche dramatische Handlung ausmacht, scheint der Verfasser übersehen zu haben. Effektivwirkungen a la Rauffs Georohme wird man seinem Schauspiel gewiß nicht absprechen. Er versteht sich recht gut auf die dramatische Handwerkslehre. Und so erzielt seine „Dämonen“, dank einer zum Teil vortrefflichen Darstellung von Seiten der Herren Ernst Bornstedt, Arnold Stange, Paul Schwaiger und Carlos Fjold, sowie der Damen Minnie Gahlo und Ella Gabri immerhin einen starken Augenblinderfolg.

c. k.

**Münchener Theater.** Das Motiv der trennenden oder bindenden Macht eines Toten über die Lebenden, die Nachbleibenden, ist, obwohl uralt, doch von glänzender, tragischer Kraft, daß es eine dramatische Einleitung immer von neuem aushält. Nur daß diese nicht so hübslos, gequält und theatralisch unzulässig sein wie dies Felix Dörmann in seinem dreiaktigen Schauspiel „Der stumme Sänger“ gelungen ist, das am Sonnabend im Münchener königlichen Residenz-Theater zur Uraufführung kam und dem Autor eine glatte Ablehnung brachte. Der einst erfolgreiche Autor der „Leidigen Leute“ stand bei dieser verunglückten Sache mit einem Bein auf dem Boden des sentimentalen Familienrühstücks, mit dem anderen auf dem Boden seiner „Neurotika“, wollte sagen neurasthenischer Phantastereien. Herr Dörmann, der eigentlich Wiedermann heißt, liebt als echter Wiener Deludent „alles, was seltsam und krank“. Er kommt damit 10 Jahre zu spät, denn unsere Zeit will wieder gesund und stark werden. — Herzlichen Vorkühls hatte Bernard Shaw's nachfolgender Einakter: „Wie er ihren Mann belog“ (mit dem satirischen Untertitel „Warnung für Theaterbesucher“), das des Dichters Candida-Motiv bis zur Harmlosigkeit verkleinert.

### Kunst.

**Der Fall Hildebrandt.** Vor einiger Zeit erregte ein Vorkommnis in Münchener Künstlerkreisen starke Empörung. Für die Errichtung eines Brunnendenkmals in der Vorstadt Sendling zur Erinnerung an die sogenannte Werdweihnacht 1704 war eine öffentliche Konkurrenz ausgeschrieben worden. An der Spitze der Preisrichter stand der belannte Bildhauer Professor Adolf von Hildebrandt. Den Preis bekam ein Architekt Sattler, trotzdem sein Entwurf das Denkmal an eine andere Stelle setzte, als vorgeschrieben war. Das Erstaunen über diesen seltsamen Spruch der Jury wurde noch größer, als man erfuhr, daß der preisgekürnte Entwurf von dem — Schwiegersohn des Jurors Hildebrandt stammte. Stimmen wurden laut, die die Unanfechtbarkeit Hildebrandts in Ausübung dieses Ehrenamtes anzeifelten. Die „Münchener Post“ forderte ihn öffentlich auf, Rede und Antwort zu geben. Herr S. schwieg vornehm. Jetzt kommt die neue Münchener Zeitschrift „Der März“ in ihrem II. Heft mit noch weit belastenderem Material. Es heißt da klipp und klar:

„In den letzten vier Jahren sind in Bayern ein paar Brunnen errichtet worden; man hat Konkurrenzen ausgeschrieben und auch viele Bewerber gefunden. In der Juni sah jedesmal Herr Professor Adolf Hildebrandt. 1. Den Brunnen für

die Stadt Eichstädt erhielten Irene Hildebrandt, Tochter des Preisrichters, und Architekt Sattler, Schwiegerjohn des Preisrichters. 2. Den Brunnen für die Stadt Ansbach erhielten Architekt Sattler, Schwiegerjohn des Preisrichters, und ein Bildhauer, der mit Herrn Sattler das Projekt gefertigt hatte. 3. Den Brunnen für den Thierschplatz in München erhielt ein Schüler des Preisrichters, den zweiten Preis Irene Hildebrandt, Tochter des Preisrichters. 4. Den Brunnen für den Maximiliansplatz in München erhielt Architekt Sattler, Schwiegerjohn des Preisrichters, und ein Maler, der mit Herrn Sattler das Projekt gefertigt hatte. 5. Den Brunnen für Sendling erhielt Architekt Sattler, Schwiegerjohn des Preisrichters, und ein Bildhauer, der mit Herrn Sattler das Projekt gefertigt hatte. Besonders diese letzte Vergebung des ersten Preises und der Ausführung hat böses Blut gemacht. Die Herren haben die Konkurrenz gewonnen, obgleich sie sich an die bindenden Vorschriften des Preisauschreibens nicht gehalten haben.

Ob Professor Hildebrandt jetzt noch zu vornehm ist, sein stolzes Schweigen zu brechen?

**Medizinisches.**

**Muskelbewegungen bei Krampfadern.** Die Krampfadern sind ein außerordentlich verbreitetes Leiden, das seine Ursache entweder in inneren organischen Krankheiten, wie Herz- und Lungenleiden hat, öfters jedoch auch bei sonst ganz gesunden Menschen vorkommt und alsdann auf örtliche Störungen zurückzuführen ist. So findet sich das Leiden vor allem bei Unzweckmäßigkeiten in der Kleidung, wenn z. B. die Strümpfe statt durch Strumpfbänder durch die Unterhosenknöpfe gebunden und diese fest angezogen werden. Dann wird durch dieses Schnüren der Rücklauf des Blutes aus den Untergliedmaßen gestaut und es bilden sich die sogenannten Aderknoten. Diese sind meist unschädlich, können aber auch durch Ausbrechen zu Blutungen und zu den gefährlichsten Weingeschwüren Veranlassung geben. Man verwende daher, um diesem Uebel vorzubeugen, breite, locker gestrickte oder elastische Strumpfbänder und lege diese locker über den Knien an. Auch lang fortgesetztes Stehen, namentlich bei gleichzeitiger schwerer Arbeit, begünstigt das Entstehen von Blutadererweiterungen und dies umso mehr, wenn das getreibsmäßig notwendige Stehen während der Arbeitszeit so gut wie gar nicht durch Gehen oder Gehen unterbrochen wird. Wäschrinnen leiden daher fast alle an Krampfadern. Da nun die Muskelbewegung von sehr großem Einflusse auf die Bewegung des Blutes in den Venen ist, so ist als Vorbeugemittel gegen die Ausbildung von Krampfadern die zeitweilige Unterbrechung des Stehens durch das Gehen empfohlen worden. Dr. Reihlen in Stuttgart hat jüngst in seiner Praxis einen Fall erlebt, der so recht den Wert des Gehens bei Krampfadern vor Augen führt. Er behandelte einen Mann, der eine überaus starke Entwidlung der Krampfadern aufwies; der Patient klagte über Schwere und Jucken in den Beinen. Seine Beschwerden besserten sich, als er nach außerhalb verzog und täglich nach Stuttgart zweimal einen halbständigen Weg zu Fuß zurücklegen mußte, mit einemmal derart, daß er keinen Summiestrumpf mehr zu tragen brauchte. Die Beschwerden kehrten aber sofort wieder, als der Patient wieder in Stuttgart in der Nähe seiner Arbeitsstätte Wohnung nahm. Da der Patient während der ganzen Beobachtungszeit seinen Beruf und seine Lebensweise nicht geändert hatte, so konnte die Besserung nur auf der vermehrten Muskelbewegung beruht haben.

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

**Der Sonnenstoff in Erdgesteinen.** Wer ein größeres Interesse für Naturwissenschaft besitzt, wird sich noch des Aufsehens erinnern, das die Entdeckung des früher nur von der Sonne her bekannten und daher auch nach ihr benannten Elements Helium auf der Erde hervorrief. Unter den vielen Grundstoffen, die unsere Wissenschaft unterscheidet, gibt es wohl keinen, dessen Kenntnis eine so merkwürdige Geschichte hat wie das Helium. Als die Spektroskopanalyse erfunden war, die mit einem Schlage den Einblick in die Beschaffenheit der Himmelskörper, und namentlich der Sonne, in ungeahntem Grade vertiefte, da gehörte zu den ersten Entdeckungen die Beobachtung einer Linie im Sonnenspektrum, zu deren Erklärung keines von den auf der Erde bekannten Elementen dienen konnte. Man mußte also zunächst annehmen, daß dieser Stoff auf der Erde überhaupt nicht, sondern nur auf der Sonne und, wie sich später herausstellte, noch in einigen anderen „Sonnens“ vorhanden war. Da kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine neue große Zeit für die Chemie, indem sich herausstellte, daß sogar die seit den ersten Anfängen chemischer Forschung unzählig oft untersuchte und durchgestiebte Luftkugel der Erde noch Körper enthält, die bis dahin weder in der Luft noch anderswo von einem Chemiker aufgefunden und ausgeschieden worden waren. Aber nicht nur wurde damals die Welt des menschlichen Wissens mit solchen Neuheiten wie dem Argon, Metargon, Neon und Krypton bereichert, sondern es wurde auch der nicht weniger wichtige Fund gemacht, daß der bis dahin nur in einer für den Chemiker unerreichbaren Ferne erkannte Sonnenstoff auch im Luftmeer allenthalben enthalten ist. Selbstverständlich wurde auf diese Weise das Helium überhaupt zum erstmalig der chemischen und physikalischen Untersuchung zugänglich und das war gewiß von Bedeutung, weil sich außer dem Radium kaum ein

Grundstoff als merkwürdiger erwiesen hat, als eben das Helium. Ist dies Element beispielsweise doch das einzige, das bisher selbst der gewaltsamsten Anstrengung zu seiner Verflüssigung widerstanden hat. Aus seinem Vorhandensein in der Atmosphäre mußte wohl ohne weiteres darauf geschlossen werden, daß es auch im Erdkörper selbst und seinen Gesteinen enthalten sein mußte. Es wurde dann auch wie in einzelnen Mineralien in Gasform aufgefunden, übrigens auch in einigen Meteoriten. Außerdem blieb aber immer noch die ziemlich sichere Vermutung zu beweisen, daß auch die weiter verbreiteten Gesteine der Erdkruste Helium in sich bergen. Nach dieser Richtung haben jetzt die Arbeiten von Strutt, der auch dem Radium in den verschiedenen Felsarten nachgeforscht hat, manche Aufklärung gebracht. Er schreibt jetzt an die Nature, daß er schon durch den Nachweis einer vergleichsweise erheblichen Menge von Radium in Granit und verwandten Gesteinen zu diesem Schluß geführt worden sei, es müßte mit dem Radium gleichzeitig auch Helium in diesen Felsarten zu finden sein, und zwar in genügender Menge, um sich dem Spektroskop zu verraten. Diese Vermutung hat jetzt ihre Bestätigung gefunden. Die von Strutt zu diesem Zweck angestellten Versuche verlangten eine außerordentlich feine Experimentierkunst, führten aber auch zu dem Erfolg, daß in den aus erhitztem Granitstaub entweichenden Gasen das Spektrum sowohl vom Helium wie vom Argon ganz hell und etwa in gleichem Glanz sichtbar wurde. Diese Ergebnisse sind an einem Granit aus England und einem solchen aus Norwegen erzielt worden. Diese Untersuchungen sind noch dadurch besonders wichtig, daß sie zu einer Erklärung der Natur der durch Mineralquellen entwickelten Gase führen dürften. Die bisher nicht verständlich gewesene Gegenwart von Helium in den Gasen der Mineralquellen wird nun dadurch gedeutet, daß wahrscheinlich das heiße Wasser die Gesteine im Erdinnern zersetzt und die aus ihnen befreiten Gase aufnimmt.

**Humoristisches.**

— Vor dem Reichstagsgebäude. „Warum macht man die Stänkerbude überhaupt nicht ganz zu? Wäre doch 'n tadellofes Total für 'n neues Hohenzollernmuseum.“

— Ein Musikenthusiast. Ich geh' bloß in solche Konzerte, wo's helles Bier gibt.

— Eine Gemeinde im Gebiete der preussischen Staatsbahnen beschwerte sich an zuständiger Stelle darüber, daß ein stark frequentierter Bahnübergang durch Rangieren von Güterzügen tagsüber derart gesperrt wäre, daß der Verkehr mitunter 15 Minuten lang unterbrochen würde. Der Referent in der Direktion leistet sich darauf folgenden abweisenden Bescheid: „Es ist festgestellt worden, daß an einem bestimmten Tage so und so viele Personen den Uebergang benötigten. Wenn man die Anzahl durch die ebenfalls festgestellte gesamte Dauer der Verkehrsunterbrechung an demselben Tage dividiert, so erhält man eine Wartezeit pro Person von ein, zwei Minuten, was nicht so schlimm sein dürfte.“

(„Simplicissimus“).

— Der Bankier. „Me Villa hab' ich ... Was soll ich Ihnen sagen? Vom Alostett sieht man de Zugspitze.“

— Wahres Geschichtchen. Die Frau Herzogin von Gerolstein feierte den dreißigsten Geburtstag. Der Hofprediger hielt die Festrede. „Unsere Herrin ist heute eine Dreißigerin geworden“, so begann er. Da unterbrach der Herzog: „Unsere hohe Herrin!“ „Verzeihung!“ lächelte der geistreiche Redner und fing nochmals an: „Unsere hohe Herrin ist heute eine hohe Dreißigerin geworden!“

(„Jugend.“)

**Notizen.**

— Das Pariser Luxemburg-Museum, das die Werke moderner Künstler enthält — in den Louvre werden nur Schöpfungen von Meistern aufgenommen, die schon 10 Jahre tot sind — leidet schon lange Jahre an Platzmangel. Viele im Besitz des Staates befindliche Werke können überhaupt nicht zur Ausstellung gelangen und liegen unverwertet in den Magazinen, andere sind nur sehr ungünstig untergebracht. Das gilt besonders von der gleich einer Baumschule zusammengesperrten Plastik. In Wälder wird nun diesem Uebel abgeholfen werden. Dem Museum werden nämlich die Räumlichkeiten des ganz in der Nähe des Luxemburg-Palastes gelegenen Priester-Seminars von St. Sulpice zugewiesen, das kürzlich auf Grund des neuen Kultusgesetzes gesperrt worden ist. Die Fläche, die der Museumsleitung dort zur Verfügung stehen wird, beträgt etwa das Zehnfache der jetzigen. Das Gebäude bedarf nur einiger Umbauten, die in höchstens zwei Jahren vollendet sein können. Der innere Hof und die Kapelle werden die Plastik aufnehmen. Im Erdgeschos wird die Architektur untergebracht, die im jetzigen Museum überhaupt keinen Platz gefunden hat, außerdem die graphischen Künste. Die drei Stodwerke, die die Zellen der Seminaristen enthielten, werden in eine Galerie von vier Metern Höhe mit Oberlicht umgewandelt, die die Gemälde aufnehmen wird.